

Ulrich Bräkers Wanderungen durch den Aargau

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **39 (1965)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ulrich Bräkers Wanderungen durch den Aargau

Ulrich Bräker in Wattwil, ein Kleinbauer, Weber und Garnhändler (geb. 22. Dezember 1735, gest. 11. September 1798), ist wohl vielen durch sein Hauptwerk bekannt: «Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg» (1789). Es zählt zu den schönsten Selbstbiographien.

1756 machte er ein Jahr unfreiwilligen Söldnerdienstes in einem Regiment des Preussenkönigs Friedrich des Zweiten. Er desertierte – übrigens mit dem besten Gewissen – und kehrte in die Heimat zurück.

1761 heiratete er eine Salome Ambühl (1735–1822), mit der er wie ein Philosoph lebte, also schlecht und recht bei tiefster innerer Verschiedenheit.

1776 wurde der lesehungrige, nach höhern Gedanken gierige Mann Mitglied der «Moralischen Gesellschaft im Tockenburg». Die vornehmen Herren nahmen ihn, den Halbuntertan des Fürstabtes von St. Gallen, «per maiora», also nur mit Stimmenmehrheit und gegen heftige Widerstände auf. In den Protokollen dieser Gesellschaft wird aber Bräker nun häufig erwähnt und ebenfalls als ein «Herr».

Von 1768 bis 1798 schrieb er mit geringen Unterbrüchen Tagebücher, die nur fragmentarisch veröffentlicht worden sind, aus denen aber die meisten folgenden Anführungen stammen. Die älteste Ausgabe, welche die Tagebücher von 1779 bis 1782 umfasst, gab H. H. Füssli 1792 heraus unter dem Titel: «Sämtliche Schriften des Armen Mannes im Tockenburg.»

Das äussere Leben Ulrich Bräkers war einfach, ja armselig. Er klagte aber nie darüber: «Solange nur noch der grosse Hunger ausbleibt und ich einige Ruh vor den quälenden Schulden geniesse, so bin ich willig arm.» Im Anfang seiner Lebensgeschichte gesteht er: «Überhaupt geniesse ich ein Glück, das wenigen Menschen meiner Klasse zuteil wird: Arm zu sein und doch keinen Mangel zu haben an allen nötigen Bedürfnissen des Lebens. In

einem verborgenen romantischen Erdwinkel in einer hölzernen Hütte zu leben, auf welche aber Gottes Aug' ebensowohl hinblickt als auf Caserta oder Versailles. Den Umgang so vieler lebenden guten Menschen und die Hirngeburten so vieler edeln Verstorbenen zu geniessen. . . » (Caserta: Hier baute der König von Neapel 1752 ein prachtvolles Lustschloss, das Versailles Neapels, einen der grossartigsten Paläste Italiens.) Ja Bräker geht noch weiter und macht, vielleicht ohne es zu ahnen, dem Optimismus der Aufklärungszeit eine Reverenz: «Mit dieser Organisation (er meint seine körperliche und seelische Konstitution) hätte ich ganz sicher in keine andere Welt besser gepasst als in diese. In die Zeit, wo man in der einen Hand das Schwert und in der andern den Pflug hielt, hätte ich nicht gepasst.» Das klingt verdächtig an den Glauben jenes Jahrhunderts von der Welt als der besten aller Welten.

Das innere Leben Bräkers war dagegen reich, überreich. Wie verstand er zu lieben: «Ha du reizendes Fichtenwäldchen. . . die holde Sonne blickt hie und da durch deine Äste und bemalt ein grünsammetig Plätzchen, wo der Schatten deiner Gipfel drein spielt und der Köller und die Meise um dich herumtanzen. Wann ich mein Grethel hier fand, wie mich der Engel entzückte! Hier im einsamen Wäldchen, wo tausend Bäume uns verbargen, welche Wonne, allein mit dem Himmelskind im dichten Gebüsch! 's ist nicht wahr, Stauden haben keine Ohren! Doch ja, sie sind Zeugen, die Vöglein sind Zeugen der Wollust, der Freude, der süssen Freude, die meinen Busen und alle Glieder durchdrang. Wann ich hie im einöden, im luftvollen Hain mein reizendes Grethel erblickte! Nicht in Salomos Kammern, in fürstlichen Sälen, in Putzzimmern, aufm Tanzboden, in der Loge, nein, nienen so schön, so einnehmend, Leib und Seel bezaubernd als hier, zwischen den rauhen Stämmen der einsamen Fichten. Allein, ganz allein mit dem Engelkind. Himmel, du magst gesehen haben, die Mienen, die holden Züge, die funkelnden Augen, das Aufschwellen der Brust, gehört das feurige Aufatmen, wie Honig ab unsern Lippen floss, Balsam von der Zunge. Wie

wir uns aufs falbe Moos setzten, so zärtlich drückten und doch gezittert hätten, schamlos zu sein. Wollustvolle Unschuld! Wie wir unsere Herzen teilten, umschlungen feurige Liebe tranken, bis die zufrühe Dämmerung uns das süsse Weilchen missgönnte, doch uns sicher Geleit verschaffte, nicht halb satt gelabt, Arm an Arm, unbemerkt über die düstere Heide, durch stille Wiesen hin nach der Wohnung meines geliebten Gretchens zu kommen. . . .»

Wie erkannte er die Schönheiten der Natur und welche Weisheiten legte er in sie hinein: «Da ging ich. . . durch den dunklen Wald, und jeder Tritt ein göttliches Wunder. . . Und hier! Einen grossen Waldhengsten(Ameis)-haufen. Welch ein Volk ist das, welche Kolonie, wie sie da gemeinschaftlich über Kopf und Hals arbeiten. In kreuz und quer durcheinander weiss jedes seine Pflicht, so friedlich und eins. Welch schöne Gesellschaft von Millionen Gliedern! Ich möchte deine Gewölbe sehen mitten in deinem Gebäu. Aber nein, ich wills dir nicht zerstören, du einsames und friedliches Volk. Du hast solche Feinde genug, aber dein Fleiss siegt über alle.

Hier, hier, nein hier eine ganze Gesellschaft Frauenschühle, hie am wilden, einöden (= einsamen) Ort! Du Wunderblume du! Weiss nicht, kennt dich der König oder nicht. Warum wachst du nicht in Fürstengärten? Warum hier im einsamen Wald in der stillen Wüste, so vertraut und gesellig mit deinesgleichen? Welch eine Kompagnie von Wundergeschöpfen! Kommt doch in mein Gärtchen! Ich will euch pflegen und warten. Aber nein, ihr liebt die Einsamkeit. Alle Jahre auf diesem Plätzchen prangt ihr etlich Tage. Du Wunderblume, du entzückst mich mehr als güldene Pokale! Welch harmonische Bildung! Ein Stengel, hinan ein grünlänglich Blatt ob den andern. Zu oberst senkt sich eine braunrote Krone von vier Blättern demütig herab. Mitten in dieser Krone sitzt der güldene Pokal, ein hübschgelbes Schühle, inwendig rotgesprützt, zwei artige Züngle im Hals, wunderbar geförmt. . . .»

Mit welcher ironisch durchwürzter Innigkeit schildert er die Weihnachtsgeschenke: «Glückliche Kleinen bei euren Weih-

nachtsgeschenken! Der Grossmogul ist lange nicht so glücklich wie ihr. Die Erde ist zu arm, ihm solche Freude zu machen, die ihr bei euern Nüssen und rotbackichten Äpfeln habt. Kleines glückliches Mädchen, dein neues Schürzchen von Rostgarn macht dir mehr Freude als jener Fürstin ihr millionenwerter Schmuck. Und du, altes, eisgraues Bauerle, genügsam mit deinem Gütchen, deine paar Käse dünken dich die schönsten im Lande, freuen dich mehr, als Kaiser Joseph alle seine Länder. Dir ist wöhler bei deinem Stallausmisten, als dem nach Eroberungen geizenden Schweden, deine Hanne macht dir mehr Freude als alle Maitressen dem Franzmann, dein Hündchen liebt dich mehr, als den Gross-sultan alle seine Weiber.»

Wichtig waren Bräker vor allem die durch sein Werk und Wesen erworbenen Freunde. Seines Garn- und Tuchhandels wegen, der aber häufig nur eine Ausrede bot, und seiner Freunde wegen unternahm er kürzere und längere, manchmal wochenlange Fussreisen durch die Schweiz. «Jaja, diese Reisen», schreibt er im Tagebuch für 1789, «werden mich gewüss nie reuen. Und dann: Wer weiss nicht, dass Bekanntschaft mit angesehenen edlen Menschenfreunden einem armen Manne oft gar nützlich werden kann.

Weiss schon, wies mir ist, wann ich nur acht Tage die Stube gehütet. Bald bald würde hypochondrisch, hertisch und melancholisch. Meine mörschen Knochen sind meiner Treu so feste geworden, dass ich mit einem Läufer um die Wette marschieren wollte. Sind wieder erwacht und neubelebt. Um zwanzig Jahre deucht ich mich jünger. Der Schöpfer hat mir meine Füsse gewüss nicht darum gegeben, dass ich beständig aufm Hintern sitzen und dieselben übern Stuhl hängen lasse.

So gern ich reise, so gern bin ich auch wieder zuhause und schätze mich glücklich zu wohnen, wo ich wohne. Doch würde man mich immer auf die Hochsteig verbannen, würds mir unerträglich vorkommen. Ich würde jeden Landstreicher, jeden Bettler beneiden.»

Kaum je findet man bei Bräker ein Anzeichen gestörter Ge-

sundheit. Im Gegenteil dankt er häufig für seine ungebrochene Kraft und Lebenslust. Die einzige Ausnahmestelle in der Schilderung seiner Bernreise 1793 redet mehr vom Charakter Bräkers als von seinem Wohlergehen: Er kam in Langnau an. «'s war mir gar nicht wohl, das einzigmal auf dieser Reise. Ich dachte, ein bisschen warme Suppe würde es besser machen. Doch ich konnte gar nichts geniessen, schon mir sonst in keinem Gasthof besser, ja sogar mein liebstes Essen aufgetragen worden: delikates Fleisch, ein Schweinspfötchen und Windbohnen. Aber ich musste es doch bezahlen, schon ichs wieder abtragen liess. Ging also bald zu Bette, und ein Schweiss machte, dass ich am Morgen wieder ganz munter und gestärkt aufstand.»

Aber früher, als man bei diesem scheinbar kerngesunden Mann denken mochte, machten sich Anzeichen von Schwäche und Krankheit bemerkbar. Am 11. Juli 1798 schrieb er in sein Tagebuch: «Doch ich habe weder Teil noch Erbe mehr in diesem Lande. Machen diese brutalen Ameisen» (nämlich die eingedrungenen Franzosen), «diese sich so mächtig dünkenden Erdenwürmer und doch ohnmächtige Maden, was sie wollen. Das kümmert mich wenig mehr. Mein Teil und Erbe ist Ruhe von aller Müh und Arbeit, von allen Leiden und Schmerz in der kühlen Mutter Erde. Ich bin glücklich. Mein Wunsch ist erfüllt. Immer wünschte so ein allmähliches Absterben aller Kräfte, ein Reifwerden zum Sterben, wo man weltsatt, müde und matt sich hinlegt, seinen Geist mit dem letzten Atem ausbläst und es heisst, er starb alt und lebenssatt.

Der grosse Friedrich sagte, der geschwindeste Tod sei der glücklichste. Das lasse ich gelten. Aber unter allen langsamen Todesarten dünkt mich diese die glücklichste, wo man so allmählich mit dem Tode bekannt wird, allmählich abreifet und abstirbt und ohne sonderliche Schmerzen so ruhig und gelassen sein Lebensende erwartet. . .

Nie, in meinem ganzen Leben genoss ich vollkommener Freiheit als jetzt. Kann meinen mürben Körper pflegen, wie ich will, ruhen, Bewegung machen, schlafen, wann ich will. Und wenn

mir der Schlaf schon nicht immer zu Gebote steht, so gibt es doch noch alle Nacht ein süßes Weilchen. . . »

Die letzte Eintragung stammt vom 14. August; gestorben ist er am 11. September. Ebel, der seinerzeit so berühmte Verfasser der «Anleitung auf die nützlichste Art in der Schweiz zu reisen. 1793», schreibt über Bräker, den er persönlich gekannt hatte: «Er ist mir ein merkwürdiges (= bemerkenswertes) Beispiel, wie der Urstoff einer Seele bisweilen unter allen gedenkbaren Hindernissen sich dennoch erhält, von dem härtesten Druck des Schicksals nicht zermalmt wird, sondern durch alle Schwierigkeiten hindurch seinem ursprünglichen Drange folgt.»

*

Die nachfolgenden Abschnitte aus dem Tagebuch entstammen der Schilderung einer Reise im Jahre 1793. Der damals 58jährige marschierte von Wattwil über Zürich, Zug, Luzern nach Bern und zurück über Hindelbank und durch den Aargau. Sie setzen mit dem Nachtesen in Hindelbank ein.

Zuvor aber sei hier noch einiges über Bräkers Sprache bemerkt: Er schreibt in einer Art Halbmundart, die nur schwer verständlich ist. Schon seine Lebensgeschichte wurde deswegen etwas verhochdeutscht, und Ausgaben seiner Schriften in der völlig ursprünglichen Sprache und Rechtschreibung gibt es überhaupt nicht. Man darf nicht vergessen, dass sich seine Ausbildung auf je zehn Wochen Schule während sechs Jahren beschränkte.

Seine Versuche zu verhochdeutschen misslingen oft. Manchmal bleibt er im Schwäbischen stecken, besonders wenn er die schweizerische Endung «-li» in «-le» verwandelt und schreibt: Schüldle, Zinsle, Züngle, Schühle, Bauerle, Vökle.

Oft vergisst er *i* in *ei* zu verwandeln, aber noch öfter verwandelt er *i* in *ei*, wo es just nicht geschehen sollte, Weinkel, in Scheindersnamen, schweimen (statt schwimmen), Keind, Weiter, Leimath (statt Limmat), Empfeindung. . .

Anderer Art sind jene Verhochdeutschungen, die an und für sich möglich wären, aber heute als lächerlich empfunden werden:

Wattweil, Weyl, Wädenschweil. . . Man darf aber nicht vergessen, dass auch ein Pestalozzi «feinden» statt «finden» schrieb und dass man anderseits damals gern den Hallwilersee zum Hallweilersee, Boniswil zu Bonischweil «erhöhte».

Die Rechtschreibung, wo sie nichts Besonderes ausdrückt, darf man wohl verbessern; die Sprache soll man wenigstens verständlich machen, ohne ihr Kraft und Saft der mundartlichen Wendungen zu nehmen. . . , wobei aber jeder, der Bräker anführt, verschieden weit geht!

*

Wanderbericht

. . . Ich hatte mir etwas Nachtessen geben lassen und erwartete an einem andern Tisch vornehme Gesellschaft, indem er köstlich gedeckt und serviert war, zu etlich Tellern aufeinander. Das wird eine fürstliche Mahlzeit werden, dachte ich. Gewüss Fürsten oder Grafen kommen. Aber ich betrog mich. Ich stutzte nicht wenig, als ich einen Fuhrknecht nach dem andern sich dahin setzen sahe. Etwa ein halb Dotzend solcher Schmutzkittel setzten sich an die Tafel. Da ging es ans Auftragen, was sich nur denken liess. Die Kärls frassen drauflos, wie die Abesinier. Und immer wurden die Teller gewechselt. Auch sofften sie wacker drauflos. Das ärgerte mich aber nicht. Weiss wohl, dass der Magen eines Fuhrmannes besser beschaffen ist als der eines Stubenschreibers oder eines Studierenden. Aber darüber ärgerte ich mich, dass sie dem Wirt bei alldem noch grob begegneten und ihm noch soviel Mühe machten mit auf- und abtragen, auch ihm das Essen tadelten und überhaupt das beleidigendste Gelächter und die plumpsten Gespräche führten. . . Wäre es in Paris gewesen, so hätte ich behauptet, dass sie von dem niedrigsten Jakobinerklub wären. Als ihnen zum Nachtisch auch allerhand Konfekt aufgetragen wurde, schlugen sie Nussen auf dem blossen Tischtuch auf, schon eigene Nussknacker dabeilagen. Die Jungfer wehrte es ihnen liebeich ab. Sagte, sie schlugen ihr Löcher ins Tischtuch, aber es half

nichts. Sie lachten das Mädchen nur aus und sagten ihr Grobheiten. Gott weiss, sagte mir der Wirt leise, was mich die Kärls kujonieren. Lieber wollt ich Könige und Fürsten traktieren. Warum leidet Ihrs, sagte ich. Er zuckte die Achseln. Sagt, ha, was ist zu machen.

(Am nächsten Tag wanderte er mit einem Franzosen über Bützberg, Wynau, Murgenthal bis Rothrist.)

. . . Hier wollte ich übernachten, weil der Tag sich neigte und ich ziemlich müde war. Aber mein Franzmann, der zwar ziemlich bepackt, aber jung und rüstig war, zog mich beim Arm weiter, mit ihm zu gehen, zeigte gen Himmel und sagte: «Stund! Stund!» Ich verstand, dass er sagen wollte, eine Stunde könnten wir noch in der Abenddämmerung machen. Dann man hatte uns gesagt, dass es noch eine Stunde auf das nächste Ort sei. Nun ging ich mit. Dachte, eine Stunde kannst du wohl noch aushalten. Wir liefen stark. Mein Kamerad pfiff und sang. Es ward stockfinster. Wir tappten nebeneinander die Landstrasse fort, ich glaubte, schon mehr als eine Stunde. Und doch merkten wir noch nichts vom Dorf oder Menschenwohnungen. Meinem Kamerad mag es ebenso gedeucht haben, dann er rief einmal über das andere: Stund! Stund! Sakerdieu, Stund! Endlich kamen wir doch auf ein Dorf, Safenwil, glaub ich, und sahen beim Schein der Lichter einen Schild, Löwen oder so was¹. Wir blieben übernachten. Mein Kamerad war mir recht lieb, und ich bemerkte, dass er mich nun gar wohl leiden mochte. Doch am Morgen, als der erste Weinmonat², trennten wir uns. Er wollte den nächsten Weg nach Konstanz. Ich hingegen wollte über Aarau, wo ich auch an einige Menschenfreunde empfohlen war. . . Ging also über Kölliken die schönsten Gegenden bis

Aarau.

Welches liebe Städtchen mich ebenso sehr verlangt hat zu sehen, wie das stolze Bern. Ging also noch ein Weilchen die Gassen durch, um das Äussere zu besehen, und gleich wars mir, ich möchte lieber hier als in Bern wohnen. Hernach fragte die

Wohnung H. Rektor Fischer aus³, wo ich gar einen freundschaftlichen Menschenfreund antraf, der mich gütig bewirtete, nach dem Mittagessen zu den Gebrüdern Rhane führte, wo ich eine schöne Anzahl hübscher, wohlgewachsener, hoffnungsvoller Jünglinge antraf, die mich zwar angafften wie ein Wundertier, jedoch ohne spöttische Mienen zu machen⁴. Hernach ging mein gütiger Führer mit mir in H. Hauptmann Mayers Haus, der zwar nicht zu Hause war⁵. Aber sein Sohn⁶ führte uns überall im ganzen Haus herum, zeigte uns alle seine Kunstwerke, die wohl verdienen gesehen und bewundert zu werden. Erstlich die ungeheure Bandfabrik⁷, einen grossen Vorrat von Seide von allerlei Farben. Dann wieder ganze Beigen von fertigen Banden von allen Farben und Breiten. Hernach zog meine Neugierde das Relief⁸, wie eine Landkarte gemacht, besonders an sich. Es begreift fast das ganze Schweizerland, mit allen Bergketten, Flüssen und Seen. Alle Täler und Landstrassen sah ich sozusagen in natura vor mir liegen. Alles schien mir von Stein gebildet: die höchsten Berge von weissem Stein und die niedrigen von grauem. Die Flüsse schienen mir von Draht durch die Täler geschlängelt und die Seen von Glas. Alle Städte und Dörfer sind nach ihrer Grösse zu sehen, auch alle Landstrassen und Pässe über die Berge findet man deutlich zu sehen. Ferner bewunderte ich die Kunstmalerei in zwei grossen Sälen, die Porträt der Reihe nach aufgehängt von lauter Schweizer und Schweizerinnen, in allen ihren verschiedenen Kleidertrachten und charakteristischen Gesichtszügen⁹. Zum Reden bieten sich diese Porträte dem Auge dar, mit Leib und Seele. Ein vortrefflicher Meister muss ihr Schöpfer sein. Schade, dass ich so eilig sein musste und alle diese Kunstwerke nicht länger besehen konnte. Aber es war nun einmal so. Ich war unstät und flüchtig wie Kain, schon ich kein Brudermord auf dem Gewüssen hatte¹⁰.

In Biberstein trank ich noch ein Schöppchen und wandelte den Berg hinan. Als ich auf die oberste Höhe kam¹¹, stund ich still, musste stillstehen, dann ich wurde auf einmal von der herrlichsten Aussicht überrascht, eine Aussicht, die ich in meinem Leben

noch nie gesehen. Die holde Sonne war eben im Untergehen begriffen. Vor mir lag schon eine unübersehbare Landfläche im Schatten und Abenddämmerung. Hinter mir und zur Rechten sah ich ungeheure Bergketten von beschneiten Firsten. Mir war, ich sehe eine Reihe vom Hohen Säntis an bis hinter Firnen in Grindelwald. . . . Sonst auf viel höhern Alpen als dieser Biberstein bin ich in jüngeren Jahren viel und oft herumgestolpert, habe aber nie eine solch entzückende Aussicht angetroffen. . . . Hier sah ich vor mir hin, soweit mein Auge reichen konnte. Freilich verlor es sich in der Abenddämmerung, indem die beschneiten Firsten zur Rechten und zur Linken noch in vollem Sonnenglanz lagen. Ich war voll wehmütiger Empfindungen, verlor mich ganz in dem unendlichen All, musste mich mit Gewalt von diesem Posten losreissen, oder Gefahr laufen von der Nacht überfallen zu werden. Und das wäre fatal vor mich gewesen, dann die Fusswege über diesen Berg sind gar schlecht und zweideutig. . . .

So stolperte unter allerhand Betrachtungen meinen Weg fort über Schinznach, Umiken bis Bruck. In Schinznach hätte herzlich gern das Haus gesehen, wo sich vor Zeiten die Helvetische Gesellschaft von Patrioten versammelte. Hatte aber nicht mehr Zeit. . . .

Bruck, als der Geburtsort des berühmten Doktors Zimmermann¹², ist ein kleines Städtchen, wo ich gleich wohl etwas sahe, das ich sonst nirgends gesehen. Dort ist nämlich eine grosse Waage, wo man ganze geladne Güterwägen bis 70 Zentner wiegen kann. So ein Wagen sah ich wiegen und betrachtete diese kunstreiche Waage gar genau. Die soll auch, wie mir der Waagmeister sagte, so akkurat sein, dass beim schwersten Lastwagen zwei Lot¹³ den Ausschlag machen. Beim Rössle¹⁴ war ich gar gut logiert. Vor so ein kleines Städtchen dünkt es mir viel Lebhaftigkeit. Denke wohl wegen dem starken Durchpass von Kaufmannswaren und Reisenden.

Den 3. Oktober über Königsfelden, Gebersdorf bis Baden.

Herzlich hats mich verlangt, diese warme Badquelle auch einmal zu sehen. Ging also geschwind nach dem offenen Bad, und

da just keine Seel zugegen war, zoge mich bis aufs Hemde aus, setzte mich eine Stunde hinein und spürte merkliche Erleichterung in meinen Gliedern. Dachte, woher mag wohl dieses heisse Wasser kommen? Und durch was mag es seine Wärme erhalten? Doch weil es die gelehrtesten Naturforscher nicht wüssen und in ihren Meinungen nicht einstimmig sind, wie wollte dann ichs einfältiger Tropf erraten. Meiner einfältigen Meinung nach müsste die Wärme von unterirdischem Feuer herkommen oder von kalkartigen Steinen erwärmt werden. Dann dass es in dem Eingeweid der Erde ewiges unauslöschliches Feuer existiere, das beweisen ja die feuerspeienden Berge zur Genüge. Wann nun diese Quellen über Felsenbette liefen, die von unterirdischem Feuer erhitzt würden, könnten ja wohl so warm bis an uns gelangen. Genug, meine Neugierde wird kein Sterblicher befriedigen.

Nachdem mir das bisschen Baden trefflich wohl angeschlagen, meine alten Knochen um ein merkliches erleichtert waren, machte mich . . . wieder starken Schritts aufn Weg . . . In Zürich machte mich gerade aufs Riedtli zu meinen lieben Bekannten, der patriarchalischen Familie. Bei meiner Abreise auf Bern hattens mir ein Barisol¹⁵ mitgegeben, welches ich aber nie gebraucht, immer umsonst nachgetragen . . .

*

Im Herbst 1795 führte eine Reise den Armen Mann aus dem Tockenburg nach Bern. Der Hinweg führte über Brugg, Lenzburg, Alchenstorf und Hindelbank. Dort schaute er das bei der ersten Reise versäumte Grabdenkmal der Frau Pfarrer Langhans an, welches die mit ihrem Knäblein auferstehende, die Grabplatte durchbrechende Tote darstellt. Mit welcher Weisheit berichtet er über das damals unerhört berühmte Kunstwerk: «. . . wenn ich dachte, dass es die Auferstehung vorstellen soll, dünkte es mich ziemlich sinnlich. Ich stelle mir die Auferstehung ganz anderst vor. Als Kunststück betrachtet ists ein rares Meisterstück. Aber als eine unbegreifliche, unenthüllte Begebenheit zu figurieren, dünkt es mich plump. Doch man würde mirs nicht ver-

tragen, über dergleichen Sachen zu rasonieren. Eilte also die letzten Stationen über Papiermühle dem lieben Bern zu.»

Auf der Rückreise berührte er Solothurn, fuhr mit dem Schiff bis Aarburg und wanderte über Schönenwerd, Aarau, Talheim, Brugg und Baden, wo er im «Halben Mond» logierte und wieder ein stärkendes Bad nahm. Dann ging es Schaffhausen zu: «Von Uhwiesen auf dem Wege nach Schaffhausen hörte den Rheinfall brüllen. Sah auf denselben, auf Laufen hinab, den Rheinfall, den ich so oft gesehen, den Reisende so oft und so enthusiastisch als ein Wunder der Welt beschreiben, wo ich doch nie nichts anderes sehen konnte, als eine grosse Wassermasse mit Gebrause über Felsschroffen herabstürzen, welches mehr Schauder als Entzücken erregt. Weit entzückender ists mir, wo ich solche Flüsse glatt und sanft daherfliessen sehe, wie der Rhein bei dem niedlichen Städtchen Rheineck, von Konstanz bei Gottlieben, bei Schaffhausen etc. Die sanfte, stille Glatt, die so klar und ruhig, fast unmerkbar daherfließt, hat weit mehr Reize vor mich, als die grössten Flüsse, wo brausend über ein schroffiges Bette hinschäumen. Keine Gegend weit und breit hat soviel Anzügliches, Merkwürdiges und Angenehmes vor mich, als die Gegend unterhalb dem Städtchen Brugg, wo in einer nahen Nachbarschaft vier Hauptflüsse Helvetiens zusammentreffen, der Vater Rhein, die Reuss, die Aar und Limmat. Tagelang möchte an den Mündungen dieser Flüsse herumschiffen, mit Wonnegefühl zusehen, wie sich diese Gewässer, die alle ihren Ursprung aus unsern Schneegebirgen haben und nach verschiedenen Richtungen unsere ganze Eidgenossenschaft durchströmen, sehen, wie sich einander begegnen, sich freundschaftlich vereinigen, wie alle ihre Fluten dem Vater Rhein übergeben und ihre Namen auslöschen. Ein sanft daher fließender Fluss mahnt mich an das menschliche Leben, das unbekannt, still und eingezogen, ruhig und friedlich verlebt wird. Hingegen wildbrausende, stark daher schäumende, tobende Flüsse mahnen mich an ein wildes, rastloses Leben, das aller Welt Augen nach sich zieht, wie der donnernde Rheinfall bei Laufen. . .

Doch, so komme nicht auf Schaffhausen, wenn ich auf dem Wege dahin immer stille stehe und meine Betrachtungen mache.»

*

Erklärungen

¹ Die beiden Wanderer hatten an einem Tag 50 km zurückgelegt und kamen wirklich zum «Löwen» in Safenwil, der immer noch besteht.

² 1. Oktober 1793.

³ Rektor Fischer: An eine neugeschaffene Stelle der Realschule in Aarau wurde nach trefflich bestandener Probelektion am 27. Juli 1787 der Zürcher Konrad Fischer mit Amtsantritt 1788 gewählt.

Die Aarauer hatten die Wahl dieses Lehrers, dem der Titel «Director der Real-Schul» beigelegt wurde, nicht zu bereuen. Die Schule kam unter ihm zur schönsten Blüte; denn der so ausserordentlich tüchtige Lehrer war auch ein bedeutender Schulmann, der den innern Ausbau der ihm unterstellten Schule gehörig förderte.

Als Fischer im Herbst 1796 an die Pfarrei Tegerfelden gewählt wurde, erhielt er zum Abschied eine «Gratification als Zeichen gänzlicher Zufriedenheit». Im übrigen war es aber den Aarauern gar nicht recht, diesen Lehrer zu verlieren.

⁴ «Die Gebrüder Rhane», ein Verschied Bräkers für «die Gebrüder Rahn». Zwei Zürcher. Der ältere, Hans Heinrich 1726–1801, gründete 1772 in der ausserordentlich aufstrebenden Stadt Aarau das seinerzeit wohlbekannte Rahnsche Erziehungsinstitut, das er bis zu seinem Tode zusammen mit seinem Bruder Hans Jakob leitete. Hans Jakob erhielt 1802 das Bürgerrecht von Aarau geschenkt.

Die gaffenden Jünglinge waren Zöglinge des Erziehungsinstitutes.

⁵ Hauptmann Mayer ist natürlich niemand anders als Johann Rudolf Meyer (1739–1813), der in Aarau als Vater Meyer bekannt ist, dagegen kaum als Hauptmann. Und doch war er wirklich Hauptmann einer Musketier-Kompagnie und wirkte als solcher tatkräftig, ja massgebend an der Gründung des Aarauer Kadettenkorps mit.

Der Zürcher Maler und Radierer Johann Heinrich Meyer schrieb über ihn: «. . . Wenn ich Dir aber eine Skizze von Herrn Meyer entwerfe, so siehst Du, dass es nicht nur in Romanen, sondern bisweilen wirklich solche Menschen gibt, die dem Ideal ganz gleichen, das mancher übertrieben findet. So selten sich spekulativer Kaufmannsgeist, algebraische Rechnungsgabe, Geschmack an schönen Wissenschaften, Literatur, Privatinteresse, Interesse fürs allgemeine Wohl, der lebenswürdigste Umgang und die reinste Liebe zum Wohltun – alles in einem und ebendemselben Menschen vereinigt findet, so gewiss ist es, dass der Bandfabrikant Meyer sie alle besitzt und ausübt. . . »

Diesem Urteil steht ein anderes, kühleres und letzten Endes doch übereinstimmendes vom Rektor der Kantonsschule, Evers, gegenüber, der Meyer allerdings an den grossen Gestalten der Geschichte misst: «Nicht dem gewaltigen Strom, der seiner Vaterstadt den Namen gab, sondern dem Bache, der durch die Gassen still belebend fliesst, ist der Lauf seines Lebens vergleichbar. Es ist nicht Heldengrösse darin, nicht wissenschaftliche oder künstlerische Höhe, welche, wie der Anblick eines Gebirges

mit überwältigender Macht ergreift; es ist die bescheidene Grösse eines guten Bürgers, die uns, wie ein fruchtbares Thalgelände, mit Innigkeit anzieht und zu herzlichem Verweilen einladet.»

⁶ Vater Meyer besass verschiedene Söhne; den Umständen gemäss kommt hier sein ältester gleichen Namens in Betracht (1768–1825), der in den Jahren 1794–1797 das «Landhaus» an der Laurenzenvorstadt bauen liess, das heutige Pfarrhaus der römisch-katholischen Kirchgemeinde. Er war ein kräftiger Mann, der im Jahre 1811 als erster den Gipfel der Jungfrau betrat.

⁷ 1783 kaufte Meyer Gebäude und Kirche des ehemaligen Klosters der Frauen von Schännis an der Golattenmattgasse, die seit der Reformation als Spital gedient hatten, und baute das Spital zur Fabrik, die Kirche zum Warenlager aus. Unmittelbar über der Fabrik wohnte er an der Kirchgasse und liess daher eine «Communicationslaube», das heisst einen gedeckten Übergang über die Golattenmattgasse bauen, die heute noch die Inschrift trägt: «1784 JRM».

⁸ Meyer liess ein riesiges Alpenrelief im Massstabe 1 : 60000 herstellen. Es war aus Gips, Sand und Kalk mit Wachs und Harz geformt. Dieses seinerzeit unglaublich berühmte Relief entging natürlich nicht dem Blick der französischen Generalität. Auf Wunsch des Konsuls Bonaparte musste es Meyer zu sehr bescheidenem Preis verkaufen. Leider ist es in Paris verschollen.

⁹ Durch den trefflichen Luzerner Maler Josef Reinhardt (1749–1829) liess Meyer auf eigene Kosten im Verlauf mehrerer Jahre «Gsühn», Trachten und kennzeichnende Tätigkeit der Schweizer in 136 Ölbildern festhalten. Diese oft reproduzierten Bilder sind heute fast vollständig im Historischen Museum in Bern zu sehen. Obwohl sie künstlerisch von verschiedenem Wert sind, ergeben sie einen grossartigen, tiefrührenden Gesamteindruck.

Am 30. Oktober 1793, also wenige Wochen nach seiner Reise, schreibt Bräker an seinen Verleger Füssli: «In Herisau traf ich den Porträtmaler Reinhardt von Luzern an, welcher des Herrn Mayers seine Sammlung von Nationaltrachten macht. Er sagte mir, dass er durchs Toggenburg reisen werde. Er kam auch letztvergangene Woche und blieb sechs Tage bei mir. Machte mein, meiner Frau, des Sohns und zwei von meinen Töchtern ihr Porträt. Also fast ein ganzes Familienstück auf zwo Tafeln, just so, wie ich sie bei Herrn Mayers gesehen habe. Er bezahlte uns aber vor das Sitzen. Kenner sagen und mich dünkt auch, dass wir alle sehr gut getroffen seien. . . Was denken Sie mein Teuerster, der Arme Mann im Toggenburg mit seiner Familie soll nun auch in H. Mayers Sammlung paradieren!»

¹⁰ Die Unrast des Menschen und besonders des Reisenden ist keine ausschliesslich moderne Erfindung. Auf der ganzen Reise nach Bern trieb es Bräker ständig vorwärts. In Bern hätte man ihm gern und willig alle Sehenswürdigkeiten gezeigt: «Aber die Zeit erlaubte mir nur, die Aussenseite von Bern zu begucken. Nachher reute es mich doch, dass ich gar so eilig gewesen und hier und anderwärts mich nicht besser umgesehen habe. Dann meine Eilfertigkeit war in allem Betracht unnütz. . . Bei Hause wurde nichts versäumt. Zudem hatten mich meine Leute noch bei acht Tagen nicht erwartet. Doch ich war einmal eilig und hatte nirgends weder Ruh noch Rast. Das berühmte Grabmal einer Pfarrfrau in Hindelbank hätte er beschauen sollen: «Aber ich war so eilig, dass mir kein Sinn dran kam.» In Zürich gab er sein «Barisol» ab. Aber schon der nächste Satz lautet: «Hatte in Zürich kein Bleibens mehr. . .»

¹¹ Offenbar die Gisliflue. Einige Zeilen später nennt er den Berg «Biberstein».

¹² Dr. Zimmermann (1728–95) wurde 1754 Stadtphysikus in Brugg, 1768 grossbritannischer Leibarzt in Hannover. Er hatte seinerzeit grossen Einfluss durch seine popularphilosophischen Schriften «Von der Einsamkeit», «Vom Nationalstolz» und «Von der Erfahrung in der Arzneykunst».

¹³ Zwei Lot sind ungefähr gleich 29 Gramm.

¹⁴ Das «Rössli» ist immer noch vorhanden. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts erscheint es als ein Wirtshaus. Vor dem alten Zürichkrieg hatte dessen Gebäude der Stadt als Rathaus gedient.

¹⁵ Das «Barisol» war natürlich ein «Parisol» oder Sonnenschirm, der allerdings als «Parapluie» oder Regenschirm dienen sollte.

Charles Tschopp